

Station 3

DAS DRESDENER MISSIONSSEMINAR 1836 BIS 1848

- 1836 Eröffnung in der Mietwohnung am Freiburger Schläge Nr. 662 in Dresden
- 1836 Beginn des ersten Kurses mit sieben Teilnehmern unter der Leitung von WERMELSKIRCH
- 1839 Beginn des zweiten Kurses mit drei Teilnehmern
- 1840 Umzug in das eigene Haus in der Liliengasse in Dresden
- 1843 Beginn des dritten Kurses mit fünf Teilnehmern unter der Leitung von TRAUTMANN

„Die Schüler sollten nach Wermelskirch Exegese, Dogmatik, Symbolik, Apologetik, Homiletik, Pädagogik, Kirchen- und Weltgeschichte sowie Archäologie treiben, je nach der Bildungsstufe des zu missionierenden Volkes auch Mathematik und Logik. Naturgeschichte, Geographie und Singen sollten nicht übersehen werden. Außer der deutschen Sprache sei Englisch nötig, da die meisten Heidenländer unter der englischen Regierung stünden. Lutherische Missionare müssten aber auch die Grundsprachen der Heiligen Schrift kennen, schon wegen der nötig werdenden Bibelübersetzung. Das Lateinische dagegen brauche nicht mehr studiert zu werden als nötig, um die Hilfswissenschaften gehörig zu benutzen. ... Wermelskirch selbst erteilte den Hauptunterricht mit 24 Stunden wöchentlich. Im ganzen hatten die Seminaristen täglich 8 – 9 Stunden.“

Paul Fleisch, Hundert Jahre lutherischer Mission, Leipzig 1936, S. 8f

Die im Seminar Ausgebildeten werden zu Pfarrern ordiniert.

- Die erste Ordination junger Missionare findet am 4. Februar 1838 in Altenburg statt: TEICHELMANN und SCHÜRMANN werden am 8. Februar 1838 nach Australien entsandt.
- Die zweite Ordination ist am 26. Februar 1840 in Greiz: KLOSE und MEYER werden am 2. März ebenfalls nach Australien entsandt, CORDES am selben Tag nach Indien.
- Die dritte Ordination wird am 27. April 1842 erneut in Greiz gefeiert: OCHS und SCHWARZ werden nach Indien entsandt.
- Eine weitere Entsendungen nach Indien folgt 1845: APPELT aus dem 2. Kurs des Seminars.
- Vom 3. Seminarkurs werden am 3. September 1846 SCHMEISSER, WOLFF, KREMMER und MYLIUS nach Indien entsandt, BAIERLEIN nach Nordamerika.

AUFBAU DER ERSTEN MISSIONSGEBIETE IN

- Australien (1838 – 1849)
- Nordamerika (1846 – 1868)
- und Indien (ab 1840 bis heute)

Bei der Suche nach einem geeigneten Missionsgebiet wird der Rat anderer Missionen wie Herrnhut eingeholt. WERMELSKIRCH fährt 1837 nach England, wo ihm die Londoner Missionsgesellschaft die Arbeit in Ostindien empfiehlt. Am 2. März 1840 wird Heinrich CORDES als erster Missionar nach Indien entsandt. In der Gründungsphase wurden insgesamt vier Missionare nach Australien entsandt. Schon 1846 erfolgt der Beschluss, keine weiteren Missionare dorthin zu entsenden. Die dort Tätigen werden Pastoren in deutschen Einwanderergemeinden und verzichten 1849 auf weitere Unterstützung durch die Leipziger Mission. Die Unterstützung für Nordamerika fand in Jahren von 1846 bis 1868 statt: Missionar BAIERLEIN, der ab 1851 durch Missionshelfer MIESSLER unterstützt wurde, arbeitete in Michigan mit Indianern und baute die Missionsstation Bethanien am Pine auf. 1853 wurde BAIERLEIN nach Indien geschickt. 1868 endet das Leipziger Engagement in Nordamerika.

GESCHICHTE DES MISSIONSHAUSES PAUL-LIST-STRASSE 19

nach Paul Fleisch, Hundert Jahre lutherischer Mission, 1936, S. 166

- 14. Mai 1885 Grundsteinlegung des Missionshauses zu Leipzig, damals Carolinenstraße 19 (heute Paul-List-Straße 19)
- 1902 wurde das Nachbargrundstück Carolinenstraße 17, (heute Paul-List-Straße 17) hinzugekauft, in dem außer Wohnungen der Verlag untergebracht wurde.
- 1913 wurde im Garten ein Neubau für 68.000 Reichsmark errichtet. In diesem Haus wurde unter anderem die Missionsausstellung gezeigt.
- 1936 – zur 100 Jahrfeier – wurde durch Spenden im Garten das Hinterhaus 17 gebaut, in dem Diakonen gewohnt haben. Wir haben noch Spendenzettel aus dem Jubiläumsjahr 1936!

DAS MISSIONSSEMINAR IN LEIPZIG

Aus: „Das Missionsseminar in Leipzig“, Teil 1, in: Karsten, Hermann: Die Geschichte der evangelisch-lutherischen Mission in Leipzig, Güstrow 1893, S. 183-189

„Der Bau des Missionshauses ist bereits erwähnt worden. Draußen in einer Vorstadt Leipzigs liegt es. Das Kreuz auf seinem Giebel gibt Kunde, dass hier eine Stätte ist, wo das Reich Gottes gebaut werden soll, und die Inschrift an der der Straße zugewendeten Seite, Markus 16,15: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur“, gibt Zeugnis, welcher Art die Arbeit in diesem Hause ist, und über der Eingangstür steht aus Jesaja 8,20 geschrieben: „Nach dem Gesetz und Zeugnis“, denn nach dem Worte Gottes allein soll hier gearbeitet werden.

Das Haus ist groß und wohnlich eingerichtet. Denn da man bauen wollte, musste man die Zukunft ins Auge fassen, wo die Mission sich ausbreiten, wo auch das Missionspersonal und die Missionsfamilie zahlreich werden musste, die dies Haus beherbergen sollte. Im ERDGESCHOSS findet sich die Wohnung für einen Lehrer, im MITTELSTOCK die des Direktors. Im OBERSTOCK sind dann eine Reihe von Zimmern für die Zöglinge und für einen Assistenten, der Schlafsaal für die Zöglinge und der Raum für die Bibliothek. Im Mittelstock befindet sich sodann der große Saal. Hier werden nicht bloß die Generalversammlungen gehalten, sondern alle Andachten mit den Zöglingen, die gemeinsamen Mahlzeiten, die Unterrichtsstunden werden hier erteilt, zum Teil, namentlich im Winter, wird auch hier von den Zöglingen gearbeitet.

In diesem Hause also befand sich die Bildungsstätte der künftigen Missionare, das SEMINAR. Dasselbe unterschied sich damals in etwas von anderen Missionsseminaren. Als sich das Haus füllte mit 12 Zöglingen, war darunter ein Student, fünf Gymnasiasten, und die sechs, die noch übrig blieben, wurden privat teils für die Universität, teils für höhere Klassen des Gymnasiums vorbereitet.

Auf anderen Missionsseminaren empfangen die Zöglinge allen Unterricht gemeinsam, hier handelte es sich wesentlich um Vorbereitung auf die Universität; der gemeinsame Unterricht der Zöglinge beschränkte sich hier hauptsächlich auf den Religionsunterricht, der besonders Vertrautwerden mit der heiligen Schrift erstrebte, sodann auf Leitung, Nachhilfe, Vorbereitung und Wiederholung zu den Studien der Zöglinge, besonders den theologischen, ferner auf Unterricht in der eigentlichen Missionswissenschaft (Missionsgeschichte, Statistik, Pastoralkunst, Völkerkunde und dergleichen), weiter in Musik, hauptsächlich in Choralsgesang, und endlich in den für unser Missionsfeld nötigen Sprachen, nämlich in Englisch, vornehmlich Tamilisch und für die Begabteren Sanskrit.

GENEN DIE ERWÄHNT EINTRICHTUNG DES MISSIONSSEMINARS IN LEIPZIG könnte man nun vielleicht einwenden, dass dasselbe zu kostspielig für eine Mission sei, die aus freiwilligen Spenden erhalten wird. Dass auch die Gefahr nahe liege, dass von den Zöglingen, die doch verhältnismäßig jung in das Missionshaus eintreten, manche schließlich, nachdem sie auf Kosten der Mission Gymnasium und Universität absolviert haben, sich vom Missionsberuf abwenden könnten. Es würde, wenn man doch hauptsächlich Theologen aussenden wollte, genügen, wenn man solche, die bereits ausstudiert und Neigung zum Mis-

sionsberuf bekundet hätten, für eine kürzere Zeit vor der Aussendung noch in den eigentlichen Missionswissenschaften unterwiese.

Es ist aber doch auch nicht zu verkennen, WIE WICHTIG EINE SOLCHE ANHALTENDE ERZIEHUNG IM MISSIONSHAUSE SELBER IST, auch wenn es sich um Theologen handelt, nicht bloß für Zöglinge, sondern auch für den Direktor und die Anstalt selber. In der Heimat steht ein Geistlicher nicht allein, sondern unter einer großen Anzahl von seinesgleichen und wird durch sie und durch die ganze christliche Gemeinschaft, in der er lebt, gehalten und getragen. Da werden auch schwache Charaktere gestärkt und können noch eine fruchtbare Tätigkeit entwickeln. Wie anders in Heidenländern. Da steht der Missionar auf seiner Station für sich allein, möglicherweise auf Tagesreisen von seinem nächsten Amtsgenossen entfernt, da bewegt er sich nicht in altgewohnten Bahnen hergebrachter Ordnungen, denn alles ist ja erst im Werden.

DA BRAUCHT ES STARKE, FESTE CHARAKTERE. Deshalb leuchtet es von selber ein, wie wichtig es ist, dass der Anstaltsdirektor wo möglich Jahre lang Gelegenheit hat, den Charakter seiner Zöglinge zu prüfen und durch Zurückhaltung der Untauglichen die Mission vor Missgriffen und störenden Täuschungen möglichst zu bewahren. Wie sehr es darauf ankommt, dass er auf die Zöglinge erzieherisch und seelsorgerlich einwirkt; dass er, der sie doch auch später in ihrer Missionsarbeit leiten und brieflich mit ihnen verkehren soll, eine rechte Vertrauensstellung zu ihnen schon hat, wenn sie hinausgehen. Aber auch für die Zöglinge ist dies Zusammenleben im Missionshaus von großer Wichtigkeit.

Wie wichtig ist es, dass sie sich vorher kennen lernen, miteinander leben, gegenseitig Vertrauen zu einander fassen, ehe sie hinausgehen, dass sie sich wirklich als Kinder eines Hauses fühlen. Das kann aber nur durch längeres Zusammenleben im Missionshaus erreicht werden. Das Prinzip solcher gemeinsamer Erziehung auch ohne gemeinsamen, eigentlich seminaristischen Unterricht wird man als ein berechtigtes anerkennen müssen.

DER TAGESABLAUF IM MISSIONSSEMINAR

Um das Bild des damaligen Seminars vollständig zu geben, möge hier die Beschreibung des Tageslaufes für die Zöglinge Platz finden: Es ist fünf Uhr, da ertönt die Glocke. Weil es so wichtig ist, dass die Zöglinge das gegenseitige sich dienen ausüben und darin ihre Lust und Ehre finden lernen, so haben sie wechselweise ein jeder eine Woche lang den Dienst. Ein solcher Bediensteter erhält dann alle kleinen Geschäfte übertragen, dies sich ergeben, mancherlei Aufträge und Besorgungen in der Stadt, Holen und Hinwegtragen von Briefen und Paketen, das Bringen der Akten zu den Mitgliedern des Kollegiums und dergleichen. Er hat auch im Hause die anderen zu wecken und die Zeichen mit der Glocke zu besorgen – er war es denn auch, der jetzt die Glocke verkündigte, das Tagewerk soll beginnen. Die erste Zeit wird der Vorbereitung gewidmet, dem Ankleiden, dem Frühstück, noch einer kurzen Rüstung für die Lektionen des Tages; jetzt 20 MINUTEN VOR 6 UHR schallt die Glocke nochmals und ruft die Missionshausfamilie zur Andacht zusammen, welche der Direktor leitet.

Unmittelbar darauf, also UM 6 UHR, folgt eine gemeinschaftliche Religionsstunde, abwechselnd vom Direktor und Assistenten gehalten; Einführung in die Apostelgeschichte, dieses eigentliche Lehr- und Beispielbuch der Missionspraxis, allgemeine Bibelkunde und Katechismus sind jetzt die Fächer. Dann kommt die wissenschaftliche Arbeit, und es verteilen sich die Zöglinge nach ihren verschiedenen Stufen, die einen wandern zu der Universität oder dem Gymnasium, die andern haben im Hause selbst ihre Lehr- und Arbeitsstunden. Mit emsiger Ausdauer soll solcherart von 6 BIS 1 studiert werden. Nur etwa ein kurzer Gang durch den Garten, Körper und Geist zu erfrischen und neu anzuregen, gewährt eine kleine Unterbrechung. Um 1 UHR ruft die Glocke alle zum Mittagessen zusammen.

Dass ist ja selbstverständlich, dass künftige Missionare nicht „lecker“ gehalten werden, aber mehr noch: es muss ihnen das Streben sichtbar werden, mit den Missionsgaben, unter denen so manch abgesparter Groschen und so manch Witwenscherflein ist, wacker hauszuhalten und bis ins kleinste genau damit umzugehen, auf dass sie sich daran gewöhnen, später, wenn ihnen vielleicht selber vom Herrn die Verwaltung

über manche Summen Missionsgeld anvertraut wird, dasselbe heilig und teuer zu achten und zu verwenden. Aber gar wohl tut dieses gemütliche Zusammensitzen nach der nun vollbrachten Morgenarbeit. Da gibt es auch immer mancherlei zu besprechen.

Doch der Stundenzeiger an der im Saal befindlichen Uhr nähert sich der Zwei, da soll die Arbeit wieder beginnen. Es wird dem Herrn für die Speise gedankt und man trennt sich. Nun folgen wieder Lehr-, Lern- und Arbeitsstunden bis zum Abend. Um 7 UHR ist Abendessen: gewöhnlich schon etwas vor demselben, regelmäßig aber nachher wird dem Körper einige Erholung gewährt, und dazu bietet wieder der Garten erwünschte Gelegenheit.

Zunächst dem Hause ist ein grüner Rasenplatz, der besonders zum Bleichen der Wäsche benutzt wird. Da steht auch ein Barren und ein Reck, dazu noch ein paar Lauben – das ist alles. Es ist kühl geworden, die Zöglinge turnen oder wenn es im Garten etwas zu reinigen oder zu jäten, zu säen oder zu pflanzen, zu ordnen oder zu gießen gibt, so sind sie auch dabei tätig.

Der Abend ist nun weiter vorgerückt, die Zöglinge haben sich wieder vereinzelt und meist zur Vollendung der noch aufgegebenen Arbeiten in ihre Zimmerchen begeben.

Dann sammeln sie sich noch einmal um den Assistenten, um gemeinsam Abendandacht zu halten. Mittwoch und Sonnabend ist die Ordnung dadurch etwas anders, dass nachmittags einige Stunden frei sind und zu einem gemeinschaftlichen Spaziergang genutzt werden.

AM ABEND finden sich die Zöglinge abwechselnd bei dem Direktor oder dem Assistenten ein: bei jenem, um die verschiedenen Missionsgebiete und Missionsblätter zu betrachten und zu besprechen, bei diesem, um sich in die Schrift zu vertiefen.

Station 4

INTERVIEWS MIT EHEMALIGEN MISSIONAREN DES LMW UND MIT EINER FREIWILLIGEN GEBEN EINEN EINBLICK IN DEREN ERFAHRUNGEN.



Judith Fischer, Freiwillige in Süd-Indien

Judith Fischer kommt aus Gnadau in Sachsen Anhalt, sie wurde 1993 in Schönebeck geboren und reiste im September 2012 für ein halbes Jahr, bis Februar 2013, als Freiwillige des Leipziger Missionswerkes nach Süd-Indien. Dort, in Porayar, Tamil Nadu, arbeitete sie in einem Kindergarten und unterrichtete vor allem Musik und Englisch.

Warum hast du dich für den Einsatz entschieden?

Ich wollte raus aus meinem Dorf, raus aus Deutschland, andere Menschen und Kulturen kennen lernen. Andere Teile der Welt kennen lernen.

Wie sah deine konkrete Aufgabe vor Ort aus?

Vormittags ging es immer in den Kindergarten und am Nachmittag gab es dann Flöten, Gitarre, Chor und Englisch unterrichtet.

Wie wurdest du vom LMW begleitet?

Es war in Ordnung. Nicht zu viel und nicht zu wenig .

Was hat dich über deinen Einsatz hinaus begleitet?

Die Welt ist so groß und es gibt so viele Orte an denen man als Fremder herzlichst empfangen wird. Es gibt so viel zu entdecken. Man sollte sich die Lebensfreude der vielen ärmeren Menschen angewöhnen und dankbar sein für das was man hat. Man sollte offen sein für neues nur so kann man die schönsten Momente im Leben erleben.

Was war dein schönstes Erlebnis in Süd-Indien ?

Die Gastfreundschaft, meine Weihnachtsreise durch den gesamten Süden.

Was war besonders schwer?

Die brutalen Erziehungsmethoden, Frauenunterdrückung, indische Männer.

Was hat sich für dich durch den Einsatz verändert?

Meine Sprachkenntnisse, ich habe mehr Mut, bin offener für viele Dinge. Ich möchte unbedingt noch mehr von der Welt sehen. Ich versuche weniger Vorurteile zu haben und hoffe, dass ich die indische Leichtigkeit leben kann und andere damit anstecken kann.

Was siehst du kritisch?

Die Veränderung von Erziehung, Frauenunterdrückung und Hygiene in Indien.

Würdest du jetzt noch einmal gehen, wenn du dich noch einmal entscheiden könntest?

Ich würde sofort in den nächsten Flieger steigen.

Wie hat dich dein Glaube in deiner konkreten Aufgabe begleitet?

In Momenten, wo wirklich alles schief lief, fragte ich mich immer wieder: Gott WARUM? Gibt es dich überhaupt? Und ich habe immer wieder gemerkt, wie Gott alles zum Guten gewendet hat und mich durch die Zeit getragen hat.



Hans-Georg Tannhäuser, Missionar in Papua-Neuguinea

Hans-Georg Tannhäuser kommt aus dem sächsischen Vogtland und wurde 1958 in Klingenthal geboren. Zusammen mit seiner Frau und seinen zwei Söhnen lebte er als Theologe und Pfarrer von 1994-1998 in Mendi, im Südlichen Hochland von Papua-Neuguinea. Er arbeitete als ökumenischer Mitarbeiter auf Kirchenkreisebene. Hans-Georg Tannhäuser ist heute Asien-Pazifik-Referent im Leipziger Missionswerk und zugleich stellvertretender Direktor.

Warum haben Sie sich für den Einsatz entschieden?

Das Interesse an ökumenischen Themen und der Begegnung mit Christen aus aller Welt bestand schon seit frühester Jugend. Als erstes geweckt durch die Mitarbeit bei Aktion Sühnezeichen, über Ländergrenzen hinaus. Das Interesse wurde während des Studiums und in meiner ersten Pfarrstelle durch ökumenische Gäste verstärkt und schließlich wurde ich 1992 konkret vom damaligen Missionsinspektor des Leipziger Missionswerkes Pfarrer Poppitz angesprochen nach Papua-Neuguinea zu gehen. Daraufhin begannen die Vorbereitungen.

Wie sah Ihre konkrete Aufgabe vor Ort aus?

Sehr vielseitig: Von der Beratung des einheimischen Superintendenten bis hin zu seiner Vertretung. Weiterbildungskurse für Pfarrer (Homiletik, Kirchen- und Missionsgeschichte, Verwaltungsfragen) Kurse für Evangelisten (Kinder- und Jugendarbeit), Musikalische Kurse (hauptsächlich Band-Arbeit), Religionsunterricht, aber auch Aufgaben eines Ortspfarrers mit sonntäglichen Predigten und Vorbereitung diverser Veranstaltungen, Partnerschaftsarbeit, ...

Wie wurden Sie vom LMW begleitet?

Das LMW gab in allen Fragen und Lebenssituationen einen guten Rückhalt. Die Kommunikation war damals vor 20 Jahren noch etwas langsamer (kein E-Mail, kein Handy), aber auch auf dem Briefweg klappte die Kommunikation sehr gut. Besonders das Netz der verschiedenen Missionen im Land empfand ich als extrem gut ausgebaut und hilfreich, so dass einer für den anderen einsprang.

Was hat Sie über Ihren Einsatz hinaus begleitet?

Die Herzlichkeit und Aufmerksamkeit der Menschen von Papua-Neuguinea. Die wunderbare, üppige und immergrüne Natur. Die Erfahrungen, dass man alles auch ganz anders machen, bewerten und einordnen kann. Die andere Prioritätensetzung (Beziehungspflege vor der Erledigung sachlicher Aufgaben). Der völlig andere Umgang mit Geld, Besitz und Zeit. Dankbar zu sein für die deutsche Erfahrung, sicher zu leben, in Bezug auf kriminelle Gewalt und alltägliche Zukunftssorgen, denen sich Neuguineaner häufig gegenüber sehen. Beängstigend empfinde ich seitdem allerdings auch unsere „zivilisierte“ Abhängigkeit von Geldmärkten, Information, Strom und Energie, die die Menschen in Neuguinea (zumindest im Moment noch) nur marginal und mittelbar berühren.

Was war Ihr schönstes Erlebnis in Papua-Neuguinea?

Ein Jugendcamp in Pundia (ganz abgelegenes Dorf in den Bergen von Lower Mendi) mit ganz unterschiedlichen Anspielen, Vorführungen und musikalischen Aufführungen.

Was war besonders schwer?

Den eigenen (ältesten) Sohn schon so früh in ein Internat geben zu müssen.

Was hat sich für Sie durch den Einsatz verändert?

Die Arbeit an missionstheologischen Fragen und ökumenischen Themen hat sich enorm verstärkt, was auch zur Beschäftigung mit Partnerschaft zu Südafrika, Indien und australischen Aborigines führte beziehungsweise spätere Weichenstellungen im Beruf beeinflusste.

Was sehen Sie kritisch?

Speziell in PNG erwartete man von der einheimischen Kirche die „richtige“ Handhabung der importierten „Hardware“. Das sind Institutionen, Strukturen, Immobilien, Firmen und so weiter, ohne vorher die dazugehörige „Software“ – das sind Leitungsstrukturen, Verantwortlichkeiten, entwicklungspolitische

Standards und so weiter – genügend zu inkulturieren. Zum Beispiel: Eine Firma kommt in das Land und rechnet damit, in Papua-Neuguinea wie zu Hause arbeiten zu können, aber im Land selbst sind die Strukturen und die Arbeitsweise der Firma ganz unbekannt und keiner zeigt es den Leuten dort, sodass die Firma nie so arbeiten kann, wie sie es von zu Hause kennt. Dadurch kommen die Partner immer wieder unter Zugzwang, was einer Partnerschaft auf Augenhöhe nicht guttut.

Würden Sie jetzt noch einmal gehen, wenn Sie sich noch einmal entscheiden könnten?

Im gleichen Lebensalter auf jeden Fall. Zur Zeit ist es eine gute und logische Fortführung, dass ich diese Arbeit von Deutschland aus koordinierend begleiten kann und nun für andere Übersee-Mitarbeiter selbst Ansprechpartner bin.

Wie hat Sie Ihr Glaube in Ihrer konkreten Aufgabe begleitet?

Durch den Glauben konnte ich immer wieder die Brücke zu den Familienangehörigen und der sendenden Kirche in der Heimat schlagen.



Birgit Pöttsch, Missionarin in Tansania

Birgit Pöttsch (Jahrgang 1952) stammt aus Falkensee in Brandenburg und arbeitete vor ihrer Ausreise als Dozentin am Pädagogisch-Theologischen Institut der Mitteldeutschen Kirche in Drübeck. Von 2010 bis 2014 arbeitete die Theologin in Matema in Tansania an einer Bibel- und Handwerkerschule als Dozentin.

Warum haben Sie sich für den Einsatz entschieden?

Nach etlichen Jahren der Mitarbeit in Gremien der VEM (Vereinten Evangelischen Mission) und in der Partnerschaftsarbeit war es ein langgehegter Wunsch, längere Zeit in Afrika zu leben und zu arbeiten. Hier an einer Ausbildungsstätte für künftige Evangelist*innen und Pfarrer*innen unterrichten zu können, war zusätzlich verlockend. Ich habe vorher ebenfalls an einem kirchlichen Aus- und Weiterbildungsinstitut gearbeitet und ich finde diese Arbeit einfach wunderbar. Ich wusste, dass die Arbeits- und Lebensbedingungen hier sehr anders sein würden und habe mich von der Herausforderung verlocken lassen.

Wie sah Ihre konkrete Aufgabe vor Ort aus?

Ich unterrichtete an der Bibel- und Handwerkerschule im Rahmen der Evangelist*innenausbildung, vor allem Religionspädagogik und Altes Testament. Außerdem versuchte ich, die Kommunikation zwischen den Partnern in Deutschland und Matema zu unterstützen.

Wie wurden Sie vom LMW begleitet?

Es gab eine intensive Vorbereitung durch die Mitarbeitenden des LMW vor der Ausreise. Fortlaufende Unterstützung und Beratung erhielt ich per Telefon und E-Mail durch den Tansaniareferenten und die Mitarbeitenden des Leipziger Missionswerkes.

Was war Ihr bisher schönstes Erlebnis in Tansania?

Es gibt kein „schönstes Erlebnis“, aber viele sehr anrührende Momente. Eine gelungene Unterrichtsstunde, nach der einer der Studentinnen mit großer Überzeugung sagte: „Danke, dass du uns das erklärt hast.“ Eine Begegnung mit den Nachbarkindern, die mir entgegenliefen, um mir ihre Schulhefte zu zeigen. Die Übergabe eines Bibelkommentars an die Studierenden, für die das das erste eigene Buch außer der Bibel war. Die überraschende Feststellung, dass ich endlich auf Kiswahili (also in der Landessprache) sagen kann, was ich sagen will. Ein Besuch der Gräber der ersten Missionare in dieser Gegend und die hautnahe Erkenntnis, Teil einer langen Tradition zu sein.

Was war besonders schwer?

Ich empfand es als belastend, als reiche Frau zwischen Armen zu leben. Das Thema, das praktisch alle Begegnungen prägte oder dominierte, war die Hoffnung, Erwartung, Forderung, wir mögen etwas von unserem vergleichsweise unermesslichen Reichtum abgeben. Das haben wir natürlich nach Kräften getan, aber ebenso natürlich war es nie genug, nie gerecht. Und das Thema Geld verhinderte ehrliche Beziehungen zu den Menschen, mit denen wir lebten. Es war auch schwierig, das theoretische Wissen über interkulturelle Kommunikation und Unterschiede in das eigene Verhalten zu integrieren. Es war fast unmöglich, das Verhalten anderer nicht zu werten, nicht die Geduld zu verlieren, nicht sofort zu sagen, was ich dachte.

Was hat sich für Sie durch den Einsatz verändert?

Die Wertigkeiten haben sich verschoben: Wie wichtig ist die Einhaltung aller Verabredungen und Termine? Darf man Zeit „verschwenden“? Was bedeutet Gastfreundschaft?

Was sehen Sie kritisch?

Mich selbst und mein eigenes Verhalten. Die Auswirkungen fehlgelaufener „Partnerschafts“-Arbeit. Das Leitungsverhalten der tansanischen Partner. Die Gewohnheit, Dinge zu „ertragen“, statt sie zu verändern.

Würden Sie jetzt noch einmal gehen, wenn Sie sich noch einmal entscheiden könnten?

Ja.

Wie hat Sie Ihr Glaube in Ihrer konkreten Aufgabe begleitet?

Der christliche Glaube ist der wichtigste Strang, der uns mit den Menschen verbindet. Es gibt so viel Trennendes: Kultur, Traditionen, Erfahrungen, Überzeugungen ... Neben allen Kontroversen, Ärgernissen, Befremdungen, die sich daraus ergeben, können wir auch miteinander singen, beten, Gott loben. Das ist Befreiung und Kraftquelle!



Robert Vogel, Missionar in Papua-Neuguinea

Robert Vogel stammt aus Hoyerswerda. Er arbeitete von 2008 bis 2012 als IT Support Advisor und IT Administrator in Papua-Neuguinea. In Papua-Neuguinea lernte Robert Vogel seine heutige Frau kennen.

Warum haben Sie sich für den Einsatz entschieden?

Ich wollte schon immer ins Ausland gehen und arbeiten. Es hat mich sehr gereizt, das Unbekannte und Neue. Es war ein Abenteuer. Es war eine Herausforderung

Wie sah Ihre konkrete Aufgabe vor Ort aus?

Ich war für alle Technik im Raum der Lutherischen Landeskirche der Verantwortliche. Es umfasste nicht nur Wartung, Neuanschaffung und Planung der IT-Landschaft, sondern auch die Schulung des Personals und anlernen eines Mitarbeiters.

Wie wurden Sie vom LMW begleitet?

Vom Anfang mit den Vorbereitungen, über die Ausreise, den Kontakt im Land bis hin zu meinem Ende meines Einsatzes. Ich fühlte mich sehr gut umsorgt und das LMW hatte stets ein offenes Ohr, wenn ich etwas hatte.

Was hat Sie über Ihren Einsatz hinaus begleitet?

Meine Einstellung zum Leben hat sich gravierend geändert. Ich habe eine ganz neue Weltanschauung. Persönlich meine Ehe.

Was war Ihr schönstes Erlebnis in Papua-Neuguinea?

Die Freundschaft zu meinem Nachbarn und die Erfolge meiner Arbeit.

Was war besonders schwer?

Malaria, und der Tod meiner Tante in Deutschland, da ich nicht da war.

Was hat sich für Sie durch den Einsatz verändert?

Ich bin verheiratet. Ich denke oft an die Zeit zurück. Ich bin nicht mehr, wie ich war davor.

Was sehen Sie kritisch?

Die Entwicklung der Entwicklungshilfe.

Würden Sie jetzt noch einmal gehen, wenn Sie sich noch einmal entscheiden könnten?

Ich hatte die Möglichkeit, habe aber abgelehnt. Ich starte gerade mein Leben hier in Deutschland mit meiner Frau und daher passt es gerade nicht. Aber ich kann mir vorstellen, später noch einmal das Abenteuer Papua-Neuguinea anzugehen.

Wie hat Sie Ihr Glaube in Ihrer konkreten Aufgabe begleitet?

Dazu kann ich nichts Besonderes sagen. Er hatte keinen Einfluss.

Station 7

Indische Granitplastik des hinduistischen Gottes Wischnu und seiner Frau Latschmi aus dem Dorf Kanachawallipuram im Madras Distrikt in Südost-Indien (etwa 100 kg schwer)

DIE FALSCHEN GÖTZEN MACHT ZUM SPOTT!

Historischer Bericht über den Transport der Statue nach Leipzig durch Missionar Kabis

Die Statue wurde dem Leipziger Missionar Kabis von Einheimischen in Kanachawallipuram geschenkt, die sich vom Hinduismus zum Glauben an Jesus Christus bekehrt hatten:

„Aus Dankbarkeit für all den Segen, den er ihnen gebracht hatte. Natürlich nahm er es an, denn er freute sich sehr, dass die Leute sich gar nichts mehr aus dem Wischnu machten!“

Zum Transport der Statue heißt es in diesem Bericht:

„Ohne Umstände hoben die Christen den schweren Götzen auf den Ochsenwagen des Missionars und so diente er diesem bis zur Eisenbahnstation als Bank. Als aber die heidnischen Packträger ihn dort ausladen sollten, wollten sie vor abergläubischer Furcht nicht Hand anlegen. Erst eine Extrabelohnung musste sie willig machen. Doch ehe sie ihn in den Bahnhofraum trugen, und nachdem sie ihn dort vorsichtig auf die Wage niedergesetzt hatten, beteten sie ihn noch an.

Die Bahnbeamten erschrakten nicht wenig, als sie den Wischnu auf der Wage erblickten. Aber es half ihnen nichts, sie mussten den Götzen wiegen und dem Missionar eine Bescheinigung ausstellen, dass er gerade 200 Pfund schwer sei. Viele Neugierige standen dabei und wollten wissen, wie das schöne Götzenbild in diese unwürdige Lage gekommen sei. Als ihnen Missionar Kabis erzählte, dass der Götze in Kanachawallipuram keine Anbeten mehr gefunden habe, da die Bewohner alle Christen geworden seien, schüttelten sie bedauernd ihre Köpfe und grüßten ihn anbetend zum Abschied. Ein reicher Kaufmann bot sogar den Missionar, ihm für 50 Rupien (etwa 75 Mark) „den schönen Gott“ zu verkaufen. Es seien ja schreckliche Zeiten, meinte er, dass der erhabene Wischnu und die Glücksgöttin Latschmi der Anbetung entbehren müssten! Dem Christen würde es auch sicher Unglück bringen, wenn er das Götzenbild behielte, ihm aber Glück, wenn er es wieder in einem Tempel aufstellte!

Natürlich ging der Missionar nicht darauf ein. Aber er ließ die Gelegenheit nicht vorübergehen, mitten im Bahnhofsgedränge von dem Gott zu zeugen, der Himmel und Erde geschaffen hat und nicht gleich ist den steinernen Bildern. Doch die Erregung der Heiden wurde dadurch nur größer; und so war es gut, dass der Zug herangebraust kam und den Missionar mitsamt dem Götzen nach Madras entführte. Unter ähnlichen Schwierigkeiten wurde das Steinbild vom Bahnhof in Madras zum Missionshaus und später von da zum Hafen gebracht, um auf einem deutschen Frachtdampfer die Reise nach Hamburg zu machen und so endlich nach Leipzig zu gelangen. Freilich die deutschen Matrosen machten mit Wischnu und seiner Gattin nicht viel Federlesens. Sie ließen vom Schiffskran ein Tau herab, das dem Götzen als Schlinge um den Hals gelegt wurde, und mit Dampf war er im Nu an Bord des Schiffes gezogen. Weil sich aber auf dem Schiffe noch heidnische Arbeiter befanden, die ihm Verehrung zollten, ließ der Kapitän eine Kiste zimmern, in die er eingesargt wurde.

Seht, so ist das steinerne Götzenbild nach Leipzig gekommen, kein Mensch betet es mehr an. Den Missions-Seminaristen ist es aber eine feste Mahnung, sich mit allem Fleisch zum Kampf gegen das Heidentum zu rüsten, und jedem Besucher des Missionshauses, der es betrachtet, predigt es: „Die falschen Götzen macht zum Spott, der Herr ist Gott, der Herr ist Gott, geht unserem Gott die Ehre!“

Station 8

BERICHT VON DER ERMORDUNG ZWEIER MISSIONARE

Morgens kurz vor 4 Uhr am 20. Oktober 1896 sind die beiden Leipziger Missionare aus dem Baltikum Ewald Ovir und Karl Segebrock am Meru-Berg bei einem Raubüberfall ermordet worden, nachdem sie ein Grundstück für die Mission abgesteckt und vertragsgemäß bezahlt hatten. Der deutsche Hauptmann Johannes nahm dies zum Anlass für eine „Strafexpedition“. Es gelang ihm, den Dschagga-Häuptling Schangali und 10.000 Dschaggakrieger für einen Feldzug gegen die Waarusha zu gewinnen. Am 1. November zogen sie los. In einem dreistündigen Gefecht kamen 140 Dschagga und etwa 600 Arusha-Leute ums Leben, darunter einer der Mörder der Missionare. Im Ev.-Luth. Missionsblatt vom 1.1.1897 wird aus einem Brief des Missionars Müller zitiert: „Herr Hauptmann Johannes ist bereits unterwegs, um die Mörder hart zu züchtigen. Die weltliche Obrigkeit muss so handeln, wenn nicht viele Errungenschaften im Dschaggalande gefährdet sein sollen. Aber wahrhaft überwunden werden diese Heiden erst sein, wenn sie wissen werden von dem Einen, der Seine Jünger beten lehrt: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Der Herausgeber, Missions senior Handmann in Leipzig, fügt hinzu: „Wir zweifeln nicht, dass alle Leser mit einstimmen in dies Gebet unseres Heilandes für seine Mörder. Das sei auch unserer Antwort auf die Bluttat am Meru.“

MISSION ALS KOLONIALKRITIK

Kolumne in der Leipziger Volkszeitung, 2008
Michael Hanfstängl, ehemaliger Direktor des LMW

Für die öffentliche Meinung scheint der Fall ziemlich klar: Mission und Kolonialismus sind zwei Seiten einer Medaille. Je mehr ich mich mit Missionsgeschichte befasse, umso mehr überrascht mich, wie kolonialkritisch die Leipziger Mission gearbeitet hat. Im damaligen Deutsch-Ostafrika, dem heutigen Tansania, gründete sie keine Missionsstationen in der Nähe von Militärstationen. Zur Aussendung der ersten Leipziger Missionare 1893 gab ihnen der Direktor die Mahnung mit: „Dient dem Reich Gottes und nicht dem deutschen Kaiserreich!“

Als in Leipzig das Völkerschlachtdenkmal eingeweiht wurde, kritisiert Missionsdirektor Carl Paul im Herbst 1913: „Die Kolonialpolitik ist in ihrer Reinkultur eine ausgesprochene Egoistin. Das Mutterland will von den Kolonien zehren, sich auf deren Kosten bereichern. Vielen Europäern ist es ein Dorn im Auge, dass der Missionar häufig als Verteidiger der Eingeborenen auftritt. Dass dieses Eintreten für die Interessen der Eingeborenen manchen Kolonisten lästig ist, kann man verstehen; denn es wird damit dem Herrenmentum und der rücksichtslosen Ausnutzung des Landes und Volkes eine Schranke gezogen.“

Hier wird die rassistische Herabwürdigung und rücksichtslose Ausbeutung der einheimischen Bevölkerung klar benannt. Bemerkenswert ist, dass Direktor Paul eine Perspektive aufzeigt, die die Anwaltschaft der Missionare überflüssig macht. Denn er traut den Einheimischen zu, dass sie selber in der Lage sind, für ihre Rechte einzutreten, sobald ihre Rechtslage sichergestellt ist und sie sich über „vertrauenswürdige Eingeborenen-Kommissare“ Gehör verschaffen können. Heute würden wir das „Hilfe zur Selbsthilfe“ nennen, ja sogar Verwirklichung der Menschenrechte, deren Deklaration sich in diesem Jahr zum sechzigsten Mal jährt.

Station 9

„KULTURGUT BESCHNEIDUNG?“

Als Beispiel für die Fragestellung „Einmischen oder Raushalten?“ wird das Problem der Genitalverstümmelung an Mädchen genannt. Anders als der verharmlosende Begriff „Beschneidung“ nahelegt, handelt es sich bei dieser traditionellen Praxis um einen schmerzhaften Eingriff, der meist unter unhygienischen Bedingungen durchgeführt wird und lebenslange Schmerzen und gesundheitliche Beeinträchtigungen für die Frauen zur Folge hat. Ein Bericht der UNICEF stellt fest, dass in Tansania 7,9 Millionen Frauen und Mädchen „beschnitten“ sind.

Das Stichwort „Kulturgut Beschneidung?“ deutet an, wie schwierig im Extremfall die Entscheidung ist: Wie weit müssen und können wir die Traditionen unserer Gesprächspartner respektieren oder akzeptieren? Wo müssen und sollen wir Einfluss nehmen? Für uns überschreitet die Praxis der Genitalverstümmelung eine Grenze – das Grundrecht auf körperliche Unversehrtheit. Für einige afrikanische Gesprächspartner*innen ist es ein unhinterfragbares Kulturgut.

Das Thema Genitalverstümmelung wird auch in der lutherischen Kirche in Tansania bei Frauenorganisationen und Frauengruppen diskutiert. Ein Aktionstag der „Null-Toleranz gegenüber genitaler Verstümmelung“ wurde in ganz Afrika eingeführt. Das tansanische Netzwerk für Geschlechtergerechtigkeit führt ein Aufklärungsprogramm durch. Neben allgemeiner Aufklärung ist es wichtig, den Beschneiderinnen alternative Jobs und Verdienstmöglichkeiten zu erschließen.

Die Missionswerke unterstützen Programme der Prävention und der Aufklärung über die Hintergründe und Folgen der Mädchen- und Frauenbeschneidung im Land.

Seit 1998 ist weibliche Genitalverstümmelung (englisch: *female genital mutilation/cutting*, kurz FGM/C) vor Erreichen der Volljährigkeit (18 Jahre) in Tansania verboten. Nicht nur die Durchführung ist strafbar, sondern auch jegliche sonstige Beteiligung an der Tat. Dies kann mit hohen Geldstrafen oder fünf bis fünfzehn Jahren Gefängnis geahndet werden. Die Verurteilungen aufgrund von FGM/C sind aber sehr selten und einige der rund 120 Völker im Land praktizieren das grausame Ritual weiterhin.

In Tansania wird mit 98 Prozent Typ II (Exzision) von FGM/C am häufigsten praktiziert. Hierbei wird der äußerlich sichtbare Teil der Klitoris und der inneren Schamlippen mit oder ohne Beschneidung der äußeren Lippen teilweise oder vollständig entfernt. Die Begründungen für die weibliche Genitalverstümmelung unterscheiden sich von Ethnie zu Ethnie. Zu den Argumenten gehört:

- FGM/C dient als Vorbereitung auf die Ehe und Mutterschaft
- Nicht verstümmelte Frauen sind keine „echten Frauen“
- Der Schnitt markiert die Grenze zwischen Kindheit und Erwachsenenalter (Initiation)
- Durch Entfernung der Klitoris wird Promiskuität und Prostitution verhindert
- Tradition und Glaube schreiben FGM/C vor
- Das Blutopfer durch die Verstümmelung stimmt die Ahnen gnädig

Unversehrte Frauen werden ausgegrenzt, gelten als verflucht und werden sozial gedemütigt, so dass sogar Einzelfälle bekannt sind, in denen sich aufgrund des gesellschaftlichen Drucks noch Seniorinnen FGM/C unterzogen haben oder Schulmädchen sich selbst zu beschneiden versuchten.

Beschneiderinnen sind von dem Geschäft abhängig und fördern es entsprechend. Pro Beschneidung bekommt jede *Ngariba* zwischen 3 und 9 Euro.

Das Gesundheitsministerium Tansanias hat durch eine Studie den Rückgang weiblicher Genitalverstümmelung festgestellt. Laut dieser Studie ist der Anteil der beschnittenen Mädchen und Frauen in zehn Jahren bis 2005 von 18 Prozent auf 15 Prozent zurückgegangen. Kontinuierliche Kampagnenarbeit soll den kulturellen Wandel in der Bevölkerung weiter beschleunigen. 89 Prozent der Mädchen und Frauen (15-49 Jahre) sind der Meinung, dass FGM/C abgeschafft werden soll.

